

[51]

## Unter der Asche.

Roman von F. Halbeim.

Zwei Tage später.

Schnee — überall Schnee.

Alix v. Taura stand am Fenster und dachte, wie sie und Adriana den vorigen Winter hier so glücklich und angeregt zugebracht hatten, und wie diese so schnell das lebende Element, die Seele des Hauses geworden war.

Wie still und öde war es jetzt immer darin, seit auch ihr die ganze Freudigkeit vergangen war, seit der Vater finster und gedankenschwer am frühen Morgen schon auf die Jagd ging, um gegen Abend um nichts heiterer wieder zu kommen. Es gab kein übermüthiges Lachen mehr, keine Couplets, keine Wortspiele und Kalauer, die aus Adrianas Munde, so gewagt sie waren, doch so grazios klangen, und gegen welche der Beschmad der Stieftochter sich empörte, aus eitel Furcht vor der Kritik der Stadtdamen ihres Kreises. Wie gern hätte sie Adriana jetzt diese kleinen Unarten und Schwächen, diese gelegentliche Ungebundenheit nachgesehen, wie heiß sehnte sie sich, ihre frühe Stimme in diesen Räumen wieder zu hören. Und was mochte ihr Vater empfinden.

Sie wußte es; der Zweifel, ob er ein Recht gehabt zu seiner Härte gegen das abgöttisch geliebte Weib, trieb ihn rühelos umher. Graf Cusiell war vor einigen Tagen dagewesen und hatte erzählt, daß die allgemeine Stimmung gegen den abwesenden Winstein plötzlich und nach richtigem Weltlauf in eine wohlwollendere umgeschlagen sei, nachdem bekannt geworden, daß er eine böhmische Herrschaft geerbt hatte, welche nach allem menschlichen Ermessen zwei jungen Knaben hätte zufallen müssen. Diese Knaben waren wenige Tage hinter einander an Diphtheritis gestorben und der familienstolze, sehr alte Großonkel hatte sich nach dem nun folgenden nächsten Erben umgesehen. Als solcher war Winstein aus Brüssel zurück telegraphirt worden, wo er sich eben in seinen Dienst gestellt hatte. Er begleitete den alten Herrn und Erbtonkel darauf nach Spaa, und da dieser auf der Heimreise nach seinem Wohnort in Winsteins Armen starb, so blieb diesem nur übrig, den Todten zu bestatten, und den reichen Besitz anzutreten.

Graf Cusiell hatte das alles von der Gräfin Winstein persönlich erfahren, da er keines Vorwandes bedurfte, der Dame seinen Besuch zu machen.

Die genaueste Kombination ergab immer das nämliche Resultat, den peinigenden Zweifel an Adrianas Verschuldung.

In tiefer Sorge waren sie beisammen gewesen und diese Sorge blieb. Sie ließ Alix Tag und Nacht ebensowenig Ruhe wie ihrem Vater.

Wenn sie Adriana Unrecht zugesügt hatten, wo war die Möglichkeit einer Sühne?

Nirgend, nirgend. Wie konnte Adriana vergeben, was man ihr gethan.

Der Postbote trat eben in den Schloßhof. In der kahlen Freudlosigkeit ihres Lebens hoffte Alix mit der Fähigkeit der Jugend, ohne es sich klar zu machen, auf irgend eine glückliche Wendung, auf ein etwas, welches sie emporriß aus diesem fürchtbaren Versinken.

Der Postbote! Sehen Tag lief sie ihm entgegen, denn er konnte ja etwas bringen. Was? Von wem? Sie wagte sich nicht zu antworten, was sie im tiefsten Herzen heimlich ersehnte. Aber wie thöricht, noch immer zu hoffen! Dennoch ergriß sie heute eine seltsame Gewißheit. Er bringt etwas Gutes!

Im Hansflur nahm sie dem Manne die Briefe ab. Geschäftssachen, allerlei Circulare von Kaufleuten, welche ihre Waaren empfahlen, und ein Geldpaket. Also wieder eine Täuschung!

„Gnädiges Fräulein wird so gütig sein, zu quittiren. Der gnädige Herr ist wohl zur Jagd?“ fragte der Postbote. Er

wußte, Alix war von ihrem Vater zu derartigen Geschäftshandlungen autorisirt.

„Jamohl, geben Sie nur her!“

Sie nahm die Quittung und ging damit in ihres Vaters Stube.

„Fünftausend Francs. Winstein — Schloß Lomczel, Postamt Budweis.“

Was hieß das? Winstein schickte das Geld für den Wechsel? „Brief im Packet“ stand als Notiz angefügt.

Raum konnte sie vor Zittern unterschreiben. Der Postbote handigte ihr das Geldpaket ein, sie besah es mechanisch von allen Seiten, dann schloß sie es ein.

Was mochte der Brief im Packet enthalten? Es war noch Morgen; sie mußte sich also stundenlang gedulden, ehe der Vater wiederkam. Welche Aufregung fühlte sie, und welche neue Aufregung mochte der Brief bringen? Sicher, sicher Adrianas Geld! Der Graf schickte es zurück, sie hatte es also ihm nicht geschenkt? Eine glühende Röthe überzog Alix' Gesicht, die Röthe der Scham; sie schämte sich für ihren Vater, für Cusiell, der auch gleich das Schlimmste geglaubt hatte.

Und wenn sie in diesem Punkte unrecht hatten! Großer Gott! großer Gott! Wo war die Sühne, die sie bieten konnten?

Es fiel Alix nicht ein sich zu sagen, daß sie immer protestirt hatte gegen die Verdächtigungen der beiden Männer — ach nein, nein, sie war selbst eine Weile irre geworden — sie nahm alle Schuld zu gleichen Theilen auf sich, als müßte es so sein.

Die peinigende Unruhe verließ sie keinen Augenblick, sie wuchs von Minute zu Minute.

Endlich holte sie Hut und Mantel, sie wollte zu Frau von Luggart gehen.

Als sie aus der Thier trat, sah sie, daß Arbeiter auf dem Kirchhoff ein Kreuz von schwarzem geschliffenen Granit aufrichteten. Sie wußte es war für das Grab des verunglückten Amtmann bestimmt. Adolf und Leo ließen es ihm setzen.

Sie kam zur Mühle, wo der Arzt eben auf seinen Wagen stieg.

„Nun, Baronesse Charitas, Sie finden Ihren Pflegerling außer Bett, es geht jetzt ganz hübsch vorwärts,“ rief er ihr vergnügt zu.

Er nannte sie nur „Charitas“ — der alte Herr schwärmte für Alix, welche ihrerseits, ganz erdrückt von seinem Lob und seiner Anerkennung, behauptete, sie habe die werththätige Liebe nur von Klara gelernt.

Wer die große Stiebtube in der Mühle, deren Fenster auf das schäumend über die Räder fallende Wasser gingen, lange nicht gesehen hatte, mußte wohl staunen ob der Veränderung, die in der letzten Zeit damit vorgegangen war, und am meisten verwundert war die Bewohnerin, als sie heute zum erstenmal nach ihrer Ertrankung dieselbe wieder betrat.

Statt der dunklen Gardinen weiße, duftige Falten, statt der schmucklosen Zusammenstellung von nicht zusammenpassenden Möbeln jetzt entsprechendes Behagen, und statt der Dusterkeit eine Frische und Helle, welche die alte Frau stutzen machten, ehe sie den Fuß über die Schwelle setzte.

Dann schlich ein wehmüthiges Lächeln über ihr sehr blaßes Antlitz.

„Das hat die Alix gethan,“ sagte sie leise zu ihrem Mädchen und ließ sich zu ihrem Sessel führen. „Die Alix, und mein Leo hat ihr doch sieben Jahre aus dem jungen Leben hinweg gestohlen!“ setzte sie in Gedanken hinzu.

„Ja, die gnädige Baronesse hat's gemacht, und ganz im Stillen, man merkte es kaum; alle Sachen hat sie nach und nach auf andere Plätze gestellt; zuletzt, als die gnädige Frau gestern schlief, die Vorhänge aufgesteckt und die Blumen hat

Frau Doktor Gerner geschieht," erzählte das Mädchen, indem es die Decke über die Füße der Gesehenden zog.

"Sie sind alle so gut zu mir! Und ich? Sie haben die Liebe!" flüsterte sie mit demselben wehmüthigen Ausdruck vor sich hin.

Nach einer Weile, welche sie damit zubrachte, sich rings umzusehen, wobei ein wohlige Befagen sie überkam, trat Aliz herein.

"Ach! wie viel besser Sie aussehen, grüß Gott! Nun sind wir über den Berg, liebe Frau v. Lußgart!" rief sie sofort und zwang sich hier, wie immer, zu einem heiteren Ton.

Die alte Dame streckte ihr stumm die Hände entgegen, sichtlich sehr bewegt.

"Aliz! Gott hat eine unwiderstehliche Weiße: Ich will dich zu mir ziehen aus großer Güte!" und du bist sein Bote," sagte sie endlich mühsam.

Das Herz des jungen Mädchens war so voll Thränen, daß ihm die Augen überflossen.

"Du sagtest aber doch, daß du —? du liebst ihn also doch noch?" rief Frau v. Lußgart tief erschreckt.

"Ach, nein, nein! Ich warte nur auf Gottes Güte!" jagte Aliz leise und trocknete die Thränen.

"Armes Ding! Man muß oft lange harren, aber du, du wir nicht wie ich sein, du läßt dich nicht erbittern!"

Es lag eine unbeschreibliche Veränderung in allem, was die alte Frau sagte und that; jeder Blick, jede Miene war gesänftigt, nichts mehr von der furchtbaren Bergrämtheit und dem leidenschaftlichen Geist, der sie so viele Jahre ruhelos gemacht hatte, statt dessen eine neue volle Demuth, welche keiner, der sie früher gekannt, für möglich gehalten hätte. Aliz wunderte das nicht mehr, sie hatte jeden Tag gesehen, wie die Kinde, die sich um dies Herz gelagert und welche gesprungen war, als man ihres toden Gatten Reste wiedergesunden, mehr und mehr davon abfiel, und wie der Kern nun doppelt weich und zart hervortrat.

Die harte Frau fühlte jetzt eine offen bekannte Sehnsucht, ihre lang zurückgedämpfte Liebe zu zeigen, aber ihr fehlte die Übung, sie hatte die Gabe verloren, Güte zu erweisen. Nun hätte sie gern ihr Herz reden lassen, aber sie mußte jedesmal erst nach dem guten Wort suchen, was sie zu sagen den Trieb fühlte.

Es war Aliz aufgefallen, sie hatte nie während der Tage der Krankheit Gerner's Namen genannt.

Heute that sie es zuerst.

"Ich habe eine Bitte an dich, Aliz!" sagte sie, indem sie dieser wehrte, den Mantel abzulegen.

"Hole mir das schöne Mädchen, deine Freundin, die Tochter Gerner's!"

Aliz stand sehr überrascht da.

"Sage ihr, sie solle sich nicht fürchten, die alte Frau lasse sie sehr bitten!"

"Gewiß, wenn Sie wünschen —!"

"Dann geh' gleich! Und laß mich nicht lange warten!"

Es lag doch noch etwas von dem alten, ungeduldigen Wesen in ihr, das fühlte sie auch selbst sofort; sie rief Aliz zurück.

"Komme, mein liebes, gutes Kind, vergieb mir! Die Fehler eines ganzen Lebens legt man nicht mehr ab im Alter, es ist immer noch ein Glück, wenn man versuchen kann, gut zu machen!"

Aliz v. Taura ging. Und in nicht mehr als der nöthigen Zeit kam sie mit Annita zurück.

Klara war mit ihrer Stieftochter allein zuhause gewesen, beide hörten mit größtem Erstaunen diese Botschaft, und Annita folgte tief erregt, aber nicht ohne eine zitternde Scheu: "Wenn nur Adolf da wäre!"

Dann traten sie in die Stube.

Frau v. Lußgart war aufgestanden, Annita zu begrüßen, aber sie mußte sich an der Lehne des Stuhles halten.

Annita sah entzückend schön aus in dem Bangen vor der alten Frau, welche sie früher nur im haßerfüllten Zorn gesehen hatte. Jetzt gewährte sie sofort den ganz veränderten liebevollen Ausdruck, sie sah, wie sich in den Mienen derselben ein ebenso bekommenes Zagen malte.

"Das ist sie!" hatte leise Frau v. Lußgart gesagt, die, wie viele einsame Menschen, oft laut dachte: "Das ist sie!"

Und dann nahm sie die Hand des glühend erröthenden Mädchens, während Aliz sie selbst in ihren Sessel niederdrückte, da sie vor Schwäche wankte.

"Ich habe dich bitten lassen, zu mir zu kommen, mein liebes Kind, weil ich eines Boten bedarf, dem dein Vater das Herz nicht verschließt, und ich weiß, du bist gut. Du bist, ich weiß es wohl, meines Adolfs Engel!"

Annita zuckte zusammen; fassungslos, das heiße Antlitz in den Händen bergend, stand sie da; ein Bild der holdsten Jungfräulichkeit.

Dafür will ich dir später danken, liebes Mädchen, und mehr noch wird es mein glücklicher Sohn thun!"

Aliz fragte mit Blicken mehr als mit Worten: "Wie, Sie wissen es?"

"Ich weiß alles!" sagte diese, sich ihr zuwendend, "Ihr, du und Adolf, habt an meinem Bette so viel von ihr gestüßert, und wenn ich auch zu schwach war, um es recht zu verstehen, so klang es mir doch wie Musik, und nach und nach wurde mein Denken wieder klar."

Annita war vor ihrem Stuhl niedergejunken und legte ihren Kopf auf die Knie der alten Frau.

Diese hob das Gesicht des jungen Mädchens empor und hauchte einen leisen, fast ehrerbietigen Kuß auf seine klare Stirn.

"Geh' zu deinem Vater, Annita," bat sie, "sage ihm, ich bereute; sage ihm, meine Reue sei so schmerzlich, wie mein Haß ungerecht gewesen; er solle besser sein als ich, solle nicht unerbittlich haßen, sondern mir vergeben! Mein Leben und das seine habe ich verborgen; mein Haß war schon eine Strafe, eine so furchtbare Strafe! Ich bin nun ganz müde, aber ich möchte noch lange leben, um die Liebe, die ich versäumte, nachzuholen."

"Jetzt will ich gleich gehen, der Vater — er wird kommen — er haßt nicht, er ist ein guter Mann!"

Damit wollte Annita sich erheben, als die Thüre aufging und in derselben Adolf v. Lußgart stand.

Er war schon bei Gerner's gewesen, Klara sagte ihm, wo er Annita finden werde.

Dennoch überraschte ihn dies Bild, Annita in den Armen seiner Mutter, unaussprechlich.

Mit einem Jubelruf stürzte er hin zu den beiden, und ehe sie es nur begriffen, kniete er neben der Geliebten.

Aliz wandte ihr zuckendes Antlitz nach dem Fenster. Sie gönnte ihnen ihr Glück — aber verlangte darum ihr Herz milder nach dem eigenen? (Fortf. folgt.)

## Die Räuber von Escherkesköi.

Ein Freund der „N. N. Nachr.“ welcher viele Jahre hindurch sich in der Türkei aufgehalten hat, schreibt diesem Blatte:

Zwei Akte des Dramas von Escherkesköi, die Gefangennahme der Reisenden und ihre Befreiung sind abgejweilt, es bleibt nur übrig, daß die Türken den dritten, die Gefangennahme der Räuber, zu betriebendem Abschluß bringen. Dies ist aber leichter gesagt als gethan und die Aussicht dazu nicht groß. Ich kenne von verschiedenen Jagden her das östliche Thrakien ziemlich genau und halte es für ganz unmöglich, daß fünf Bataillone, also etwa 2000 Mann, der Gegend unfundige Soldaten dort eine Räuberbande finden und festnehmen können — selbst wenn diese wirklich noch dort wäre. Viele Stunden lang und breit dehnt sich zu beiden Seiten der Bahn der Niederwald als massives Dickicht aus, welches gar keine Uebersicht gestattet und nur mit der Axt geöffnet und gebahnt werden kann. Zwei bis drei Meter tiefe trodene Kinnjale mit senkrechten Wänden und durchwachsen mit zähem Dornesträuch und ineinander verfilzten Hecken wechseln mit grundlosen Morastlagunen, der Heimath von Wildschweinen, Sumpfvögeln und allerlei Gewürm.

Ein Abjuchen dieser Wildniz ist ohne genaue Ortskenntniß gar nicht möglich. Wohl führen da und dort schmale Pfade durch, allein sie sind kaum bemerkbar; es münden von ihnen aus wieder seitwärts in anscheinend unergründliche Sümpfe und lückenlozen Waldwuchs so viele labyrinthische Irrgänge, daß, um diese alle zu durchsuchen, eine ziemlich beträchtliche Armee nöthig wäre. Ansiedelungen finden sich in dieser Wildniz nicht, nur an zugänglicheren Stellen auf den Höhen betreiben griechische Köhler, die auf Saumthieren ihre Waare nach den nächsten Bahnstationen, a waldige, Einelt und Escherkesköi, bringen, ihr schwarzes Handwerk. Ob diese Leute den verhassten Türken Beistand leisten werden, ist mehr als zweifelhaft. Eine Räuberbande kann in den Bersteden zwischen den Sümpfen monatelang lang lagern, wenn sie genügend Mundvorrath hat. Das ist aber mit Albanios und Genosien nicht der Fall, und deshalb sind diese jedenfalls nach gaslicherer Gegend aufgebrochen.

Wohin sie sich gewandt, darüber giebt die Forderung, daß das Lösegeld in Zwanzig-Frankstücken ausbezahlt werden müsse, einen

deutlichen Fingerzeig. In der Türkei ist das ausländische Gold unter dem gemeinen Volk fast ebenso unbekannt, als bei uns die türkische Goldlitra. Die Räuberbande, wenigstens der Grundstock derselben, gedenkt also nicht in der Türkei zu bleiben, sondern in ein Land zu flüchten, in welchem französisches Gold gangbare Münze, und wo also dessen Ausgabe nicht verdächtig ist. Nun haben von den benachbarten Staaten Bulgarien, Rumänien und Griechenland die Frankenswährung. Nach Bulgarien können die griechischen Klebsthete nicht; die Grenzüberwachung, schon aus anderen Gründen streng, wurde neuerdings noch verschärft, die Wegelagerer würden schon in der ersten Stunde entdeckt und festgenommen. Ausblicksvoller wäre die Flucht nach Rumänien, bezw. der Dobrudscha, doch würde auch hier ein Griechentrupp nicht lange verborgen bleiben. Demnach spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß wenigstens die Führer des Raubzuges als Griechen hellenisches Gebiet zu gewinnen trachten. Welchen Weg sie dazu einschlagen oder vielmehr schon eingeschlagen haben, läßt sich nur vermuthen, doch auch hier giebt es einige sichere Anhaltspunkte.

Das Lösegeld wurde in der Nähe von Midia am Schwarzen Meer ausbezahlt. Athanasios mit seinen Gefährten rechnete nun vielleicht darauf, daß die türkischen Behörden, durch seinen Narisch nach Norden getäuscht, ihre Hauptaufmerksamkeit auf die Bewachung der Küste des Schwarzen Meeres richten, das Marmarameer aber ziemlich unbeachtet lassen würden. Als nun das Geld vertheilt, löste sich wahrcheinlich die Bande auf, die Leute, welche nur zu diesem einzelnen Beutezug angeworben waren, schlichen ihren Dörfern zu, während die Häuptlinge sich südtlich wandten und mit Gewaltmärschen durch die oben geschilderte Waldroschke der Meeresküste zwischen Ereğli und Silivri aufzubrechen, wo mehrere tief ins Land einschneidende Buchten, die gewöhnlich ganz öde sind, gute Schlupfwinkel bieten.

Wenn Athanasios unmittelbar nach Losgabe der Gefangenen aufbrach, konnte er, diese auf näheren Nebenwegen überholend, schon nahe an der Propontis und zwischen den einzelnen Truppenabtheilungen durchgeschlüpft sein, bevor diese noch sämmtlich den Befehl zum Vorrücken erhalten hatten. Es ist sicher, daß in Konstantinopel Seifershelfer der Schnappjähne zurückgeblieben sind, wahrscheinlich griechische Seelente, die mit ihrem Segler nur auf die Nachricht von der Befreiung der Gefangenen warteten, um mit völlig richtigen Schiffspapieren ihre Heimfahrt anzutreten. Nun durchfahren alle Schiffe das Marmarameer bei Nacht, weil die Fahrt durch die Dardanellen nur am Tage gestattet wird, auch der Strömung und Untiefen wegen sehr gefährlich ist. Es wäre also gar nicht schwierig, auf dieser nächtlichen Fahrt der Küste entlang auf ein verabredetes Zeichen ein Boot ans Land zu schicken, die Wegelagerer aufzunehmen und die Fahrt nach Griechenland ruhig fortzusetzen. Ob die Sache sich wirklich so abgepielt hat, wird die Zukunft vielleicht lehren, ohne Berechtigung ist aber diese Annahme nicht.

Im Falle Athanasios wirklich griechischen Boden erreicht, ist die Hoffnung, ihm seinen Raub wieder „abzuntöphen“, geringer, wenn auch nicht ganz aussichtslos, sobald eine Anordnung getroffen worden, welche sich früher einmal bewährt hat. Als nämlich vor einigen Jahren in Saloniki ein reicher Türke auf seinem Tischstuhl aufgehoben worden, bezahlte die Ottomanbankfiskale das Lösegeld, traf aber die Vorichtsmaßregel, jedes einzelne Goldstück durch einen Nabelstich am Rande leicht zu markiren! Schon nach wenig Tagen lief eine Anzahl dieser gekennzeichneten Münzen wieder bei der Bank ein, und die sofort angestellten Nachforschungen erwiesen mit Bestimmtheit, daß ein untergeordneter Angestellter des britischen Konsulats Münzschneider der Räuber sei. Hoffentlich sind auch die 10,000 Zwanzigsfrankstücke auf irgend eine Weise kenntlich gemacht worden, und wenn die großen Geschäftsbücher in Konstantinopel, Smyrna, Cyra, Athen u. c. und die Stationen der Orientalischen Eisenbahnen davon verständigt wurden, ist es immer noch möglich, daß die Spitzbuben noch dingfest gemacht werden.

**Bunte Zeitung.**

\* **Ein Brief Emin's.** Es ist uns von befreundeter Seite die Kopie eines Briefes Emin Paicha's zu Verfügung gestellt worden, der in der letzten Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Kairo zur Verlesung kam und ob seiner Veranlassung und Inhalts vielraches Interesse bietet. Frau Juliana Koch, die Gattin des Herrn G. Koch in Kairo, in dessen gattlichem Hause so viele unserer berühmten Afrika-Reisenden stets gattliche Aufnahme vor und nach ihren vielen Strapazen fanden, vertheilte mit Herrn Dr. Junker bei ihrem vorjährigen Aufenthalte in Wien im Okt. v. J., daß sie sicher sei, Dr. Emin einen Fächer zutellen zu können, wie solche bei einer Theater-Vorstellung in Wien gratis vertheilt wurden und auf welchen Darstellungen der Begegnung Emin mit Stanley abgebildet waren. Der Fächer kam trotz der ungeheuren Entfernung richtig in den Besitz Emin Paicha's. Der Antwortbrief Emin's: am 1. Februar in Bufoba aufgegeben, traf am 25. April

in Sanftbar ein und gelangte am 12. Mai nach Kairo. Er lautet:

Deutsche Station Bufoba, Viktoria Nyanza, Februar 1. 1891.

Meine gnädige Frau! Ihre so lebenswürdigen Zeilen und der Fächer, welchen Sie die Güte gehabt mir im Auftrage meines berühmten Freundes, Herrn Dr. Junker, zuzubringen zu lassen, haben mich Ihnen zu aufrichtigem Danke verpflichtet, den Sie hiermit auszusprechen freundlich gestatten wollen. In meiner Abgeschiedenheit im Innern des Kontinents amüsiert es mich natürlich höchlich, zum Gegenstande jener Vorstellung in Europa gemacht zu werden, um so mehr, als gerade ich vor allem Gefeiertwerden stets einen gelinden Abscheu hatte. Hoffentlich befindet sich Dr. Junker, für welchen ich die wärmsten Sympathieen hege, wohl. Seit sehr langer Zeit habe ich nicht das Vergnügen gehabt, von ihm eine Zeile zu erhalten und da ich weiß, wie er durch sein Buch in Anspruch genommen ist, wollte ich nicht stören. Für die mir von Ihnen, gnädige Frau, und Ihrem Herrn Gemahl — von dem mir Dr. Junker häufig sprach — geschenkte Theilnahme, aufrichtigen Dank. Auf den manchmal ziemlich rauhen Wegen, die wir in Afrika zu begeben haben, thut es einem wohl zu wissen, daß jemand untrer denkt. Heimkehr dürfte mir kaum beisehen sein und ich deshalb kaum die Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft haben. Um so eher darf ich Sie bitten, sich des einlauen Wanderers manchmal freundlich zu erinnern. Ihr ganz ergebener Dr. Emin.

\* **„Aus den Kindertagen des Prinzen von Wales“** erzählt Lyndon Howard im „Sprudel“ mehrere Geschichten, welche zeigen, daß der Thronerbe Englands eine sehr strenge Erziehung genossen, ja daß Königin Viktoria sogar nichts dagegen hatte, wenn Fremde bei gebotenerm Anlaß in handgreiflicher Weise auf den Prinzen „einwirkten.“ Hierfür ein Beispiel: Als die Königin in Osborne, auf der Insel Wight, residierte, pflegten die Kinder am Ufer der See zu spielen. Bei solcher Gelegenheit nun traf der Prinz von Wales einen Knaben, welcher sich Seemuscheln zusammengesucht hatte. Sein Korb war vollgefüllt, was den Prinzen Lutz machte, ihn anzusehen, so daß die Muscheln sämmtlich auf die Erde fielen. „Wenn du das noch mal thust, dann giebt's was!“ sagte ruhig der Knabe. „Ja!“ antwortete der Prinz im Bewußtsein seiner Würde, „thu mir die Muscheln wieder in den Korb und wart' dann ab, ob ich's nicht wieder thue.“ Die Muscheln wurden wieder zusammengesucht und in den Korb gelegt. „Na,“ meinte nun der Knabe, „rühr' sie noch mal an, old fellow (Bengel), wenn du den Muth dazu hast!“ Ohne ein Wort zu sagen, stürzte der Prinz auf der Stelle den Korb wieder um, erhielt aber im selben Augenblick einen Bogenstoß ins Gesicht, der ihm Lippen, Nase und Augen mit dem lieblichsten Grün-Gelb-Blau färbte. Das entstellte Anstich konnte der Mama nicht verborgen bleiben, und sie forschte eifrig nach der Ursache. Der Prinz gestand die Wahrheit. Die Königin ließ darauf den Thäter zu sich kommen und dieser erzählte ebenfalls den Hergang, worauf sie zum Prinzen sagte: „Ihr seid bedient worden, Sir, wie sich's gehört. Wäret Ihr nicht ohnedies hinreichend bestraft, würdet Ihr von mir tüchtig Strafe bekommen. Vergreift Ihr Euch wieder so an jemand, so hoffe ich, Ihr werdet dieselben Erfahrungen machen.“ — Nachdem Howard noch einige solcher Belege für die strenge Zucht, unter welcher der Prinz stand, angeführt, schließt er seine Mittheilungen mit den Worten: „Und so ist der Prinz ein so weithin leuchtender Mustermensch geworden.“

\* **Wie man's auffaßt.** Kaiser Joies II. befand sich einst auf einer Reise in Ungarn, um sich mit eigenen Augen von dem Zustande der Truppen zu überzeugen. Bei Temeswar fand eine größere Revue statt, bei welcher der Kaiser mit seinem Gefolge die Front abritt. Da fiel ihm unter den dicht herandrängenden Zuschauern ein Bauer von ganz außerordentlicher Körperlänge auf; der Monarch ritt zu ihm heran und fragte, wie viel Schuh er habe. Der Mann, dem die militärische Ausdrucksweise über das Längenmaß der Mannschaften unbekannt war, antwortete verlegen, er besitze ein Paar Schuhe und ein Paar Stiefel. „So, das ist schön!“ berichtigte Joies mit hellem Lachen, „da hast du drei Dukaten, kaufe dir noch ein Paar Pantoffeln dazu!“

\* **Das verbrannte Manuscript.** Vor einigen Tagen wurden die irischen Ueberreste des im v. J. als englischer Konsul in Triest verstorbenen Forschungsreisenden Sir Richard Burton in einem auf dem katholischen Kirchhofe in Rochampton bei London erbauten prächtigen Mausoleum endgiltig zur Ruhe bestattet. Wie man der Frä. J. aus London mittheilt, hatt' Burton, abgesehen von seinem zum Theil sehr abenteuerlichen Forschungsreisen, einen bedeutenden Ruf als gründlicher Kenner der arabischen Literatur und erregte vor einigen Jahren großes Aufsehen durch eine wortgetreue Uebersetzung von „Tausend und eine Nacht“ ins Englische, eine Uebersetzung, von der weder der Text, noch die beigefügten sehr interessanten Erläuterungen über orientalische Sitten sich so ganz zum Gebrauch für höhere Töchterschulen eigneten, wie man nach den bisher verbreiteten Bearbeitungen dieses reizenden Erzählungsreiches glauben sollte. Dem Uebersetzer, welcher bei seiner Arbeit rein wissenschaftliche Breite ver-

liebes Herz, ich, in den besten, Sie, du, lüftet, stehen, wurde, ihren, r und flare, n, ich mein nicht n und Strafe, er ich nach, nen —, ufging, wo er, rmen, d eße, Sie Herz (gt.), durch, nahme t nur e der aber Ich ziem- llone, t eine diebe debut affides t mit Metec schien schieln einen, b gat durch, wieder nlosen alle wäre. n zu- öbler, ionen, Pand- leisten n den wenn nstos mfallß b das einen

folgte, wurden schwere Vorwürfe gemacht; doch kam ihm als mildernder Umstand zuzustatten, daß der Preis des Werkes hoch genug war, um es nur öffentlichen Sammlungen und reichen Privatbibliotheken zugänglich zu machen. Gerade einen Tag vor seinem Tode hatte er das Manuskript zu einer anderen Uebersetzung aus dem Arabischen vollendet, gegen welche nach seiner eigenen Erklärung das frühere Werk eine bloße Erzählung für Kinder war. Der Erlös für dieses neue Buch, betitelt „Der wohlriechende Garten“ (Scented Garden), sollte die Verforgung für seine Frau bilden. Es wurden ihr auch bald nach dem Tode Burtons von einem Verleger 6000 Guineen für das Manuskript geboten; er wollte dasselbe zum Preise von 4 Guineen veröffentlichen und schlug seinen wahrcheinlichen Gewinn auf 20,000 Pfd. Sterl. an. Lady Burton, welche das Manuskript gelesen hatte, schwante lange, was sie thun sollte. Was schließlich bei ihr den Ausschlag gab, war ein von den arabischen Verfassern des „wohlriechenden Gartens“ dem Buche angefügtes Geheiß, worin sie Gott um Verzeihung anfleht und ihn baten, sie dafür nicht zur Hölle zu verdammen. Behnützig, ehrerbietig und in Furcht und Zittern, wie sie sich ausdrückt, verbrannte sie Blatt um Blatt des Manuskripts, bis der ganze Band vernichtet war.

\* **Eine regelrechte parlamentarische — Schlägererei** spielte sich am letzten Mittwoch in der rumänischen Deputirtenkammer ab; an derselben beteiligten sich nahezu sämtliche Mitglieder des Hauses. Die Veranlassung zu diesem in seiner Art gewiß seltenen Skandal gab folgender Vorfall: Der sozialistische Deputirte Morzian hatte vor kurzem den Ministerpräsidenten interpellirt, ob er gegen den Deputirten Konstantin Popovics, dem als ehemaligen Stationschef des Bahnhofes Macacium arge Defraudationen zur Last gelegt werden, eine Untersuchung angeordnet habe. Dieser Tage kam die Angelegenheit in der Kammer abermals zur Sprache. Ein Mitglied der Opposition, der Deputirte Junius Lecca, Sohn des verstorbenen Finanzministers Lecca, schloß sich den Angriffen gegen Popovics an. Die Debatte nahm eine immer lebhaftere Wendung. Binnen kurzem war die Rednerbühne von Deputirten förmlich belagert. Zwischen Popovics, der Mitglied der Regierungspartei ist, und Lecca kam es zu einem Wortwechsel, der bald in Thätlichkeiten ansartete, indem Popovics seinem Gegner in Gegenwart des Präsidenten eine schallende Ohrfeige gab. Dies war das Signal zu einer allgemeinen Keilerei. Gruppenweise stürzten die Deputirten aus den Bänken und es entwickelte sich nun zwischen den Anhängern der beiden Gegner ein allgemeines Handgemenge, bei dem es Ohrfeigen, Bißse und Stöße hagelnd regnete. Der Präsident, Oberst Kosnovan, äußerte verzweifelt die Präsidientenglocke, deren Klang die Kaufenden an die Würde des Ortes vergeblich zu erinnern bemüht war. Die streitenden Parteien drängten einander in die Couloirs hinaus, wo der parlamentarische Kampf erst nach einem letzten Schärmügel ein Ende fand. Die Sache nahm eine komische Wendung: In der Sitzung am Donnerstag mißbilligte die Kammer den Vorfall — an dem sie doch selber Schuld gewesen und ging zur Tagesordnung über. Herr Junius Lecca aber, der geohrfeigte Sohn des Finanzministers, hat Herrn Popovics die Deputirten Pleba und Morzian als Zeugen geschickt. Vorläufig ist die Affäre noch unentschieden.

\* **Genauere Auskunft.** Besuch: „Deine Schwester meinte also, gerade diesen Ball nicht veräumen zu können! Was verzeigte deine Mutter darauf?“ Kind: „Sechs silberne Köffel und dem Vater seinen Ueberzieher!“

\* **Ein Hinderniß.** „Werden Sie denn Herrn Kiewczizakowski heirathen?“ — „Gewiß, sobald ich seinen Namen aussprechen kann.“

\* **Nach eine Familiennachricht.** Bekanntlich müssen die an der Distanz wohnenden preussischen Besitzer den Zu- und Abgang ihres Schweinebestandes zum Schweineregister anmelden. Der Ortsvorsteher eines Grenzorfes erhielt nun, wie die „Düb. Zig.“ erzählt, dieser Tage folgenden Anmeldebeleg: „Bitte den Allerhöchwerthen Landes-Beamten, Meine Schwein hat kleinen 12 Ferkel, 7 berge (Börche), 5 Sauen bitte Einzutragen.“ Folgt die Unterschrift.

## Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Herr v. Reichröder in Berlin läßt für seinen neuen Speiseaal zur Füllung der Wandflächen ein in Kupfer getriebenes Relief anfertigen, das in einem solchen Umfange wohl kaum zuvor hergestellt worden ist. Zur Darstellung gelangt der Bachuszug nach dem bekannten Weyr'schen Fries des Wiener Burgtheaters, der in fünf Blättern in der enormen Größe von 2 : 1 m zur Ausführung gelangt. Die Gypsabgüsse dieses Frieses hat das Nationalmuseum in Berlin von dem Künstler erworben. — Nunmehr wird dieses schönste Relief, das seit dem Alexanderzug geschaffen worden, endlich bekannt und nach Vertheilung geschützt werden. Der Architekt des Burgtheaters hatte

nämlich, um die ganz überflüssige Aufschrift auf diesem Gebäude: „K. K. Hofburgtheater“ wie ein riesiges Firmaschild möglichst augenfällig anzubringen, das Weyr'sche Relief bis zum Dachfirst hinaufgehoben, so daß die Einzelheiten der prächtigen Komposition höchstens mit einem astronomischen Fernrohr wahrgenommen werden konnten. Wer also fortan den äußeren Schmuck des Burgtheaters in Wien wird bewundern wollen, braucht nur nach Berlin zu fahren und bei Herrn v. Reichröder oder im Nationalmuseum vorzusprechen.

— Der Lutherforscher Lic. theol. Dr. Buchwald hat kürzlich in der Rathschulsbibliothek zu Bzickau abermals einige Funde gemacht, welche sich auf die Vorgeschichte der Reformation beziehen. Es sind dies drei Abkatzettel aus den Jahren 1482, 1490 und 1492, die er auf der Innenseite von Buchdeckeln eingeklebt fand.

\* **Heimathskunde. Grundzüge des Unterrichts für die Sexta höherer Lehranstalten von Rott, Militärlehrer am Kadettenbataillon.**

**Germanisches Sagen- und Märchenbuch.** Für den Unterricht bearbeitet von Dr. C. Schmidt, Lehrer, und A. Floß, Hilfslehrer am Kadettenbataillon.

**Lehr- und Lesebuch der Geschichte von der Gegenwart bis auf Kaiser Karl den Großen, für die unteren Klassen höherer Lehranstalten bearbeitet von Dr. Rudolf Stenzler, Professor am königlichen Kadetten-Corps, Dr. Franz Lindner, Oberlehrer am königlichen Kadetten-Corps, Dr. Hugo Landwehr, wissenschaftlicher Lehrer am königlichen Kadetten-Corps.**

Rott's „Heimathskunde“ ist ein aus der Praxis eines gründlich unterrichteten vorzüglichen Lehrers hervorgegangenes durchaus lobens- und empfehlenswerthes Büchlein.

Bei dem „Germanischen Sagen- und Märchenbuch“ erregt der Titel nachträglich Befremden, wenn man sieht, daß das Buch auch eine Anzahl Sagen von unzweifelhaft tellich-romantischer Herkunft enthält. Die Sagen sind gut erzählt. Zweifelhaft ist es freilich, ob es zweckmäßig ist, dem Schüler ein besonderes Sagen- und Märchenbuch in die Hand zu geben.

Von dem dritten Buche, dem „Lehr- und Lesebuche der Geschichte“, kann ich nicht leugnen, daß hier wirklich einmal etwas Neues unter der Sonne erscheint. Kaiser Wilhelm II. sagte in der Rede, mit welcher er die Schulkonferenz vom Dez. v. J. schloß, u. a.: „Bisher hat der Weg, wenn ich so sagen soll, von den Thermopylen über Canaa nach Koffbach und Bionville geführt; Ich führe die Jugend von Sedan und Gravelotte über Leuthen und Koffbach zurück nach Mantinea und nach den Thermopylen. Ich glaube, das ist der richtige Weg, und den müssen wir mit unserer Jugend wandeln.“ Es versteht sich von selbst, daß, wenn der Kaiser, dem jedermann sein thatkräftiges Interesse für die Schulreform zur höchsten Ehre anrechnet, seine Meinung über eine pädagogisch-didaktische Frage ausspricht, Fachleute und Nichtfachleute dieser Meinung gegenüber ein ebenso freies Urtheil haben, wie der jedes anderen tüchtigen und für die Sache begeisterten Mannes gegenüber. Es scheint wirklich, daß man das ausdrücklich sagen muß, und das ist beklagenswerth. Wenn der Kaiser hier dem eigentlichen Geschichtsunterrichte den Weg vorseichnen wollte, so müßte jeder Fachmann ihm widersprechen auf Grund eines der obersten Grundzüge der Lehrkunst, welcher das Fortschreiten vom Einfacheren zum Verwickelteren fordert. Aber in den beiden untersten Klassen der höheren Schulen giebt es bisher ja noch gar keinen Geschichtsunterricht, und dabei ist doch, durch die Anordnung von nicht weniger als sechs Schul-Gedenktagen, dafür gesorgt, daß alle Schüler der Anstalten, auch die Sextaner und Quintaner, mit Bionville und Sedan bekannt gemacht werden können; ja die beiden Gedenkstage: die Geburtstage Kaiser Wilhelms I. und Kaiser Wilhelms II., geben auch Gelegenheit und Anlaß, in geeigneter Weise auf die sozialreformatorische Thätigkeit beider Herrscher hinzuweisen. Theilt dann das Schullebende für die unteren Klassen einzelnes der betr. Altersstufe verständliche aus dem Leben Friedrichs I. von Hohenzollern, des Großen Kurfürsten, Friedrichs d. Gr., Friedrich Wilhelms III. und Kaiser Wilhelms I. mit, so ist der Schüler in seiner „vorgeschiedlichen“ Zeit in der That so geführt worden, daß, wenn nun in Quarta der eigentliche Geschichtsunterricht mit der alten Geschichte beginnt, man sagen kann, er sei von Sedan über Koffbach nach Mantinea geführt worden. Was haben nun die Herren Stenzler und Lindner aus dem Gedanken des Kaisers gemacht? Den einer einfach rückwärts gehen den Geschichte. Sie beginnen „Der Hohenzollern Thaten und Leben in den ersten 500 Jahren“ mit Kaiser Wilhelm II. und führen sie bis zu dem ersten hohenzollernischen Kurfürsten. Das ist verkehrt in jedem Sinne des Wortes, so einleuchtend verkehrt, daß es an dem geübten Urtheile des Lesers zweifeln hieße, wenn ich die selb. Verdamnung noch begründen wollte. Als Titeldignette für das Buch möchte ich einen Krebs empfehlen oder einen Baum, der die Wurzeln nach oben leht.